

7 Lebenswelt und Handlung

Das Kapitel „Lebenswelt und Handlung“ widmet sich den Perspektiven der Protagonist*innen dieses Buches: den unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten. Es fragt danach, wie die Jugendlichen selbst ihre Situation erleben und einschätzen und rückt somit die Subjektperspektive ins Zentrum des Interesses. Zunächst wird ein Blick auf die im ländlichen Sozialraum verorteten Handlungen der Jugendlichen und die Erschließung desselbigen geworfen (7.1). Im zweiten Schritt folgt eine Rekonstruktion verschiedener lebensweltlicher Anschnitte, so wie diese sich für die Jugendlichen selbst darstellen (7.2). Damit beleuchtet das Kapitel in der Gesamtschau, wie die Jugendlichen als handlungsfähige Subjekte im Rahmen von regressiven gesellschaftlichen Strukturen und Rahmenbedingungen ihren Alltag bestreiten und erleben. Wo gelingt eine Verkoppelung ihrer alltäglichen Lebensführung (Dreier, 2016; Jurczyk, Voß & Weihreich, 2016) mit den gesellschaftlichen Lebensbereichen innerhalb ihrer Sozialräume, an welchen Punkten droht aber auch die Etablierung einer eigenständigen Lebensführung der Heranwachsenden überhaupt zu scheitern? Dies sind die Leitfragen, denen gefolgt wird.

7.1 JUGENDLICHE IM SOZIALRAUM

7.1.1 Strukturen des ländlichen Sozialraums

Der ländliche Sozialraum kann auf der einen Seite als Chance gesehen werden, das Ankommen der Jugendlichen zu fördern. Er birgt die Möglichkeit, fernab des Stresses und der Reizüberflutung der (Groß-)Stadt zur Ruhe zu kommen. Entsprechend wird der ländliche Raum von den Betreu-

er*innen als eine gute Bedingung beschrieben, den nach der Flucht notwendigen Schutzraum für die Jugendlichen zu schaffen:

„Wenn ich mir jetzt vorstelle, wie das in Berlin ist zum Teil. Dann diese Riesenangebote. Es ist laut. Es schreit mal jemand herum. Und es ist ja eigentlich auch nicht so wirklich kontrollierbar, dass das hier eigentlich ein ganz guter Schutzraum ist, für die Jungs anzukommen. Und das finde ich mittlerweile eigentlich ganz gut.“ (D10:28)

Sich in den Kleinstädten und Ortsteilen zu orientieren, ist einfacher, sodass ein langsames Ankommen – verglichen mit den An- und Überforderungen, die ein Leben in der Großstadt mit sich bringt – möglich wird. Angesichts des Fehlens der Freizeitmöglichkeiten einer Großstadt ist die Chance größer, dass sich die Jugendlichen auf die Klärung ihrer Situation, auf Spracherwerb und Schulausbildung konzentrieren. Es bestehen auch weniger die großstädtischen Verführungen und Gelegenheiten wie Drogenkonsum, Drogenhehlerei und Kleinkriminalität. Insbesondere besteht weniger die Gefahr, dass sich ein Gefühl des Verloren-Seins einstellt, welches nicht nur durch das neue Land, sondern auch durch die Überfülle der Großstadt verstärkt wird. Die Jugendlichen haben die sozialen Netzwerke in der Einrichtung, was die Entstehung von Gruppenzusammenhalt und von Freundschaften fördert. Auch für die Einrichtungen selbst ist im Gegensatz zu Anonymität und Indifferenz des Alltagslebens der Städte, wie bereits in den Klassikern der Soziologie eindringlich beschrieben (Durkheim, 1992, S. 360; Simmel, 2006, S. 23; Goffman, 1971, S. 85), die soziale Distanz in den ländlichen Regionen wesentlich herabgesetzt (Zorbaugh, 1976, S. 243 ff.), kurzum: Man kennt sich. Das vereinfacht die Netzwerkarbeit mit politischen und amtlichen Entscheidungsträger*innen, zu (Sport-)Vereinen, zu Ausbildungsbetrieben etc. in entscheidender Weise. Eine Betreuerin berichtet:

„Die Jugendlichen sind in Sportvereinen, also gerade Fußball, ganz stark involviert und die sind da auch ganz stark vernetzt. Und hier war wirklich gleich eine der ersten Fragen: ‚Was machst du denn so gerne? Und was kannst du dir vorstellen?‘ Und ich weiß noch, hat gesagt: ‚Also was möchtest du denn einmal werden?‘ ‚Profifußballer.‘ ‚Okay‘, habe ich gesagt, ‚du bist jetzt 17, ist ein bisschen spät. Das schaffst du nicht mehr, Profifußballer zu werden, aber wir könnten es einmal hier in diesem

kleinen Verein versuchen‘, und somit ging es los. Und, also den ersten Schritt haben wir schon noch gemeinsam gemacht, und seitdem läuft der alleine. Und beim zweiten Jugendlichen, bei dem [Jungenname] war es eben auch so. ‚Was machst du gern?‘ Naja, er macht gerne Musik. Ja, und naja und so wie es auch manchmal ist in so einer kleinen Stadt. Ich kenne jemanden, der jemanden kennt, und die waren zufällig beim Einwohnermeldeamt und haben sich dort angemeldet mit dem Jugendlichen und dort wurde auch gefragt, also man hat Interesse gezeigt: ‚Was machst du denn gern?‘ ‚Na, ich singe gern.‘ ‚Na, dann komm doch zu uns.‘“ (D18:42)

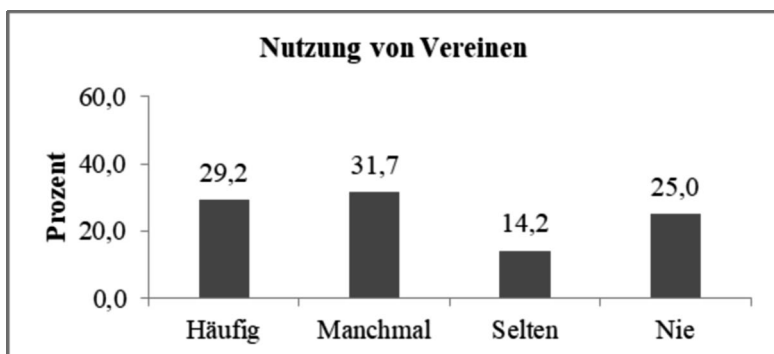
Auf der anderen Seite kann der ländliche Raum aber auch Ursache für soziale Exklusion der Jugendlichen sein, die selbst die ländliche Abgeschiedenheit in der Regel nicht schätzen und bevorzugt in den Städten leben würden. Es wurde vielfach von den Jugendlichen berichtet, dass im ländlichen Raum niemand auf der Straße anzutreffen sei, dort fast ausschließlich alte Menschen leben würden und eine Kontaktaufnahme zu den einheimischen Jugendlichen nicht funktioniere. Hierin zeigt sich die Kehrseite: Der ländliche Sozialraum droht zur Heimat der Abgehängten und „Überflüssigen“ dieser Gesellschaft zu werden, welche vom Leben in den Zentren zunehmend in eine entkoppelte Parallelexistenz abrutschen, von der aus die Versprechen auf Integration und Teilhabe in weite Ferne rücken (Bude & Willisch, 2006; Bude, 2008, S. 53 ff.). Nichtsdestoweniger schätzen die Betreuer*innen – in der Momentaufnahme – die Zufriedenheit der Jugendlichen mit ihrem regionalen Umfeld insgesamt positiv ein: Mit 62,4 % sind es ihnen zufolge gut zwei Drittel der Jugendlichen, die „eher zufrieden“ sind und 18,5 %, die „sehr zufrieden“ sind.

7.1.2 Erschließung des ländlichen Sozialraums

Über eine rein soziostrukturelle Analyse des ländlichen Sozialraums als Möglichkeits- und/oder Exklusionsraum hinaus rücken mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung vor allem die Jugendlichen als handelnde Subjekte innerhalb ruraler „societal structures of practices“ (Dreier, 2016, S. 15) in den Blick. Eine überblicksartige Orientierung, wie die Jugendlichen sich den ländlichen Sozialraum aneignen, liefern die Fragebogendaten. Wir haben uns zunächst dafür interessiert, wie hoch der Anteil der Jugendlichen ist, die a) die Angebote der offenen Jugendarbeit wahrnehmen, b) regelmäßig in einem Verein aktiv sind und/oder c) in Jugendverbänden

integriert sind. An den Zahlen lässt sich zeigen, dass die genannten Vorteile des ländlichen Raums, insbesondere die sozialräumliche Nähe, von den Jugendlichen nicht in dem möglichen Maße genutzt werden. An einer fehlenden Anbindung der Einrichtungen an die lokale Infrastruktur liegt dies allerdings nicht. Danach gefragt, wie gut Freizeitaktivitäten und Vereine von der Einrichtung aus zu erreichen sind, antworten die Betreuer*innen für 89,5 % aller erfassten Jugendlichen „sehr gut“ und „gut“. Wie die Abbildung 7.1 zeigt, gehen insgesamt immerhin 29,2 % aller Jugendlichen „häufig“ in einen Verein, 31,7 % tun dies „manchmal“, weitere 14,2 % „selten“ und 25,0 % „nie“.

Abbildung 7.1: Nutzung von Vereinen



Quelle: Eigene Daten, n = 120

Die Angebote der offenen Jugendarbeit werden hingegen von nur 13,0 % der Jugendlichen „häufig“ genutzt, 62,6 % nutzen diese „manchmal“ oder „selten“ und weitere 24,4 % „nie“. Vor dem Hintergrund, dass für 88,6 % der Jugendlichen allerdings ein Bedarf an sozialpädagogischen Angeboten und für 74,2 % ein Bedarf an Orten des interkulturellen Austauschs von den Betreuer*innen konstatiert wird, lassen diese Zahlen aufhorchen. Es gibt demnach eine grundsätzliche Nachfrage nach Orten, an denen sich die Jugendlichen – unabhängig von ihrer Staatsbürger*innenschaft oder ihrem Aufenthaltsstatus – treffen und niedrigschwellige Angebote der sozialen Arbeit nutzen können. Dort, wo Jugendclubs vor Ort tätig sind, findet vonseiten der Einrichtung meist auch eine Vernetzung statt, wenn auch mit lokal sehr unterschiedlichem Erfolg: „Wir haben gute Kontakte mit dem Ju-

gendclub hier in [Ortsname], und das klappt wunderbar. Die fahren hin mit dem Fahrrad, werden gut aufgenommen, können dort Fitness machen, ... können Billard spielen“ (D14:33). Während es mancherorts Leuchtturmprojekte gibt, die in die Alltagsstrukturen der Jugendlichen vor Ort integriert werden konnten, wurden diese Bemühungen andernorts weitgehend eingestellt, nicht zuletzt, weil sie von Seiten der Jugendlichen keine Akzeptanz fanden:

„Dann sind wir mit ihnen ... ins Jugendfreizeitzentrum. Das ist eher, sage ich mal, ein offener Jugendarbeitstreff, eher alternativ gestrickt, sage ich es mal so. Da haben sie gesagt: ‚[Name des Zentrums] – alles dreckig, was soll ich hier. Das nicht schön, das nicht sauber, warum so dreckig, wieso?‘“ (D5:58)

Der örtliche Jugendclub wird demnach nicht zwangsläufig auch zu einem wichtigen Ort innerhalb der Lebensführung der Jugendlichen, was sowohl auf divergente Interessenslagen und persönliche Orientierungen als auch auf Unkenntnis zurückzuführen ist. Letztere zeigte sich auch bei den an dem Peer-Research-Projekt teilnehmenden Jugendlichen, von denen einige von der Existenz des örtlichen Jugendclubs schlicht nicht wussten, obwohl andere diesen wiederum regelmäßig besuchten. Auch in Workshops, in denen wir mithilfe der Nadelmethode (Deinet, 2009) mit den Jugendlichen zusammen anhand von Landkarten und Ortsplänen die Orte erkundeten, an denen sie sich regelmäßig aufhalten, wurde ein vorhandener Jugendclub nicht immer genannt – auch dann nicht, wenn wir von der Einrichtungsleitung wussten, dass dieser in der Vergangenheit besucht wurde. Der Fußballplatz war hingegen immer ein Thema, während Jugendverbände für die Jugendlichen kaum eine Rolle spielten: Lediglich 2,6 % der Jugendlichen sind darin „häufig“ aktiv und 38,8 % „nie“.

In den Flächenbundesländern spielt des Weiteren die eingeschränkte Mobilität eine zentrale Rolle. In vielen Einrichtungen Brandenburgs wurde darauf reagiert, indem Kurse vorgehalten werden, in denen die Jugendlichen das Fahrradfahren lernen. In den besonders abgelegenen Einrichtungen mit teilweise mehreren Kilometern Distanz bis zur nächsten Ortschaft ist das Fahrrad ohnehin unverzichtbar, um wenigstens noch ein Mindestmaß an persönlicher Mobilität der Jugendlichen zu gewährleisten. Dies gilt umso mehr, da die Finanzierung einer Fahrkarte für den öffentlichen Nahverkehr durch das Jugendamt nur dann gewährleistet ist, wenn die Schule in

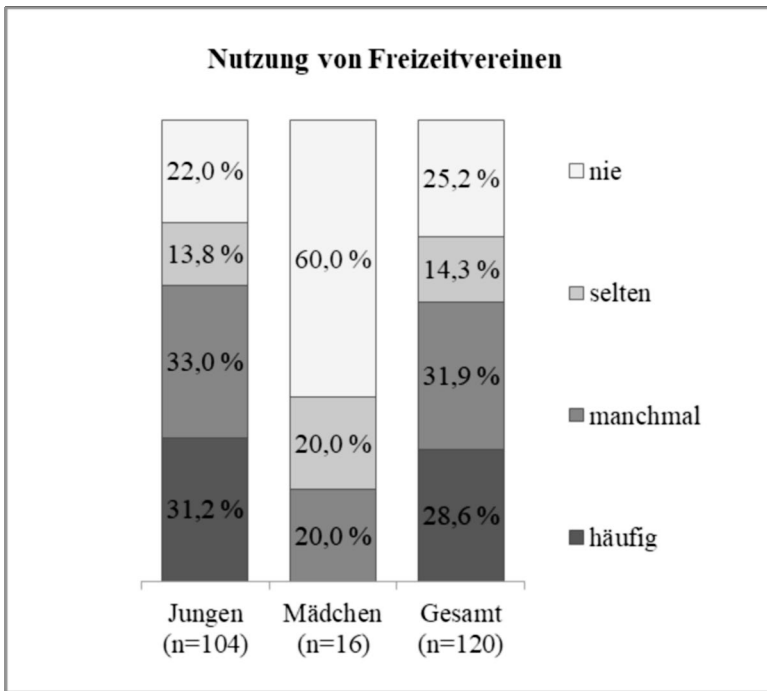
einer bestimmten Entfernung zum Wohnort der Jugendlichen liegt, was in der Praxis oft als bürokratische Willkür und nicht zu Ende gedacht erscheint: Selbst dann, wenn die Schulfahrkarte im Kostensatz vorgesehen ist, scheitert es in der Praxis manchmal an einigen wenigen Euros, dass die Jugendlichen ein Monatsticket erhalten, welches nicht nur für den Schulweg, sondern im gesamten Nahverkehr gilt. Die Mobilität der Jugendlichen kann daher auch trotz guter Verkehrsinfrastruktur eingeschränkt sein, da das Ticket für die Nutzung der örtlichen Verkehrsbetriebe unter Umständen vom knappen Taschengeld der Jugendlichen finanziert werden muss, welches dafür nicht ausgelegt ist.

Es reicht daher keineswegs, bei der Eröffnung neuer Einrichtungen zur Unterbringung von unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten einzig auf eine gute Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr zu achten. Diese ist in der Regel gewährleistet: Für 86,6 % der erfassten Jugendlichen wird die Anbindung an den ÖPNV mit „sehr gut“ angegeben, für weitere 9,7 % mit „gut“. Lediglich für 3,7 % wird sie mit „ausreichend“ beschrieben, die Antwortkategorie „mangelhaft“ wurde nicht genutzt. Insofern ist es vor allem vonnöten, die zentrale Rolle des öffentlichen Nahverkehrs im ländlichen Sozialraum zu bedenken und – unabhängig von der Länge des Schulwegs – Gelder bereitzustellen, damit die Jugendlichen überhaupt eine Chance besitzen, ihr ländliches sozialräumliches Umfeld erschließen zu können.

7.1.3 Geschlechtsspezifische Besonderheiten

Das Fußballtraining im lokalen Sportverein ist bei den männlichen unbegleiteten Minderjährigen sehr beliebt. 31,2 % von ihnen nutzen häufig einen Verein. Der Fußballsport ist damit ein zentraler Anker innerhalb ihrer alltäglichen Lebensführung. Für die Mehrheit der weiblichen Minderjährigen gibt es den potentiellen Integrationsort Sportverein hingegen nicht. Den Mitarbeiter*innen zufolge nutzen 60,0 % der Mädchen nie einen Verein, 40,0 % würden dies nur selten oder manchmal tun. Zum Vergleich: Der Anteil der Jungen, die nie einen Verein nutzen, liegt bei lediglich 22,0 %, was einer Differenz von 38,0 Prozentpunkten entspricht.

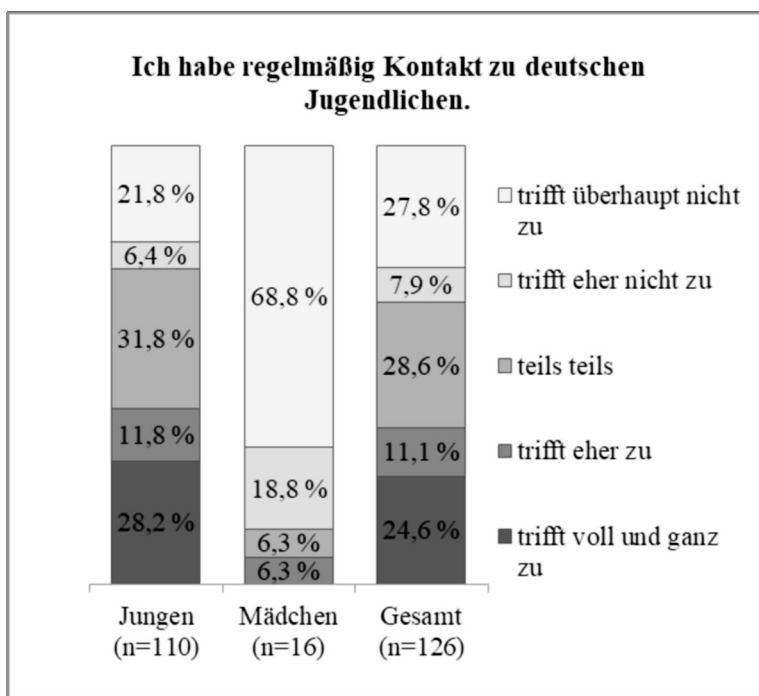
Abbildung 7.2: Nutzung von Freizeitvereinen



Quelle: Eigene Daten

Laut Auskunft der Mitarbeiter*innen in den beiden besuchten Wohngruppen für Mädchen und junge Frauen ist keine in einem Sportverein aktiv. Die geringe Orientierung an außerhäuslichen Aktivitäten zeigt sich auch sehr deutlich in den Fragenbogendaten: Keine der befragten weiblichen Geflüchteten verbringt die meiste Freizeit außerhalb der Einrichtung, wohingegen 56,3 % nie oder nur selten außerhäuslichen Freizeitaktivitäten nachgehen. Gut vier Fünftel aller Mädchen haben keinen oder sehr seltenen Kontakt zu deutschen Jugendlichen (87,6 %), bei den Jungen hingegen sind es immerhin 28,2 %, die angeben, regelmäßig Kontakt zu deutschen Jugendlichen zu pflegen (Antwortkategorie: „trifft voll und ganz zu“). In der folgenden Abbildung werden die Antworten auf die Aussage „Ich habe regelmäßig Kontakt zu deutschen Jugendlichen“ im Vergleich zwischen Mädchen und Jungen gezeigt:

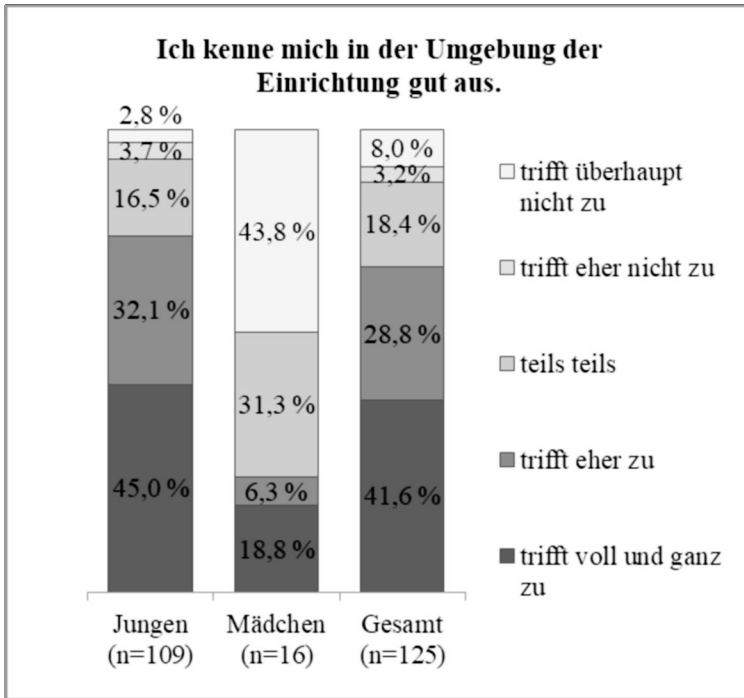
Abbildung 7.3: Regelmäßiger Kontakt zu deutschen Jugendlichen



Quelle: Eigene Daten

Das Fehlen der Freizeitaktivitäten außerhalb der Einrichtung dürfte auch dazu führen, dass sich die weiblichen Geflüchteten den Sozialraum deutlich schlechter erschließen als die Jungen. Lediglich 18,8 % der befragten Mädchen stimmen der Aussage voll und ganz zu, sich in der näheren Umgebung der Einrichtung gut auszukennen. 43,8 % der Befragten verneinen dies. Das Ergebnis ist besonders bemerkenswert, weil ein Großteil der befragten weiblichen Geflüchteten mitten im Zentrum einer Kleinstadt lebt. In der Gruppe der männlichen Jugendlichen finden sich demgegenüber auch Einrichtungen, die sehr abseits gelegen sind. 45,0 % der befragten Jungen teilen die Einschätzung, sich sehr gut in der Umgebung der Einrichtung auszukennen.

Abbildung 7.4: Auskennen in der Umgebung der Einrichtung.



Quelle: Eigene Daten

Aus der Abbildung 7.3 wurde bereits die Wichtigkeit von deutschen Jugendlichen für die unbegleiteten Minderjährigen zitiert. Auffällig dabei ist jedoch auch, dass unter den Mädchen 35,7 % dem Kontakt zu deutschen Jugendlichen keine Bedeutung beimessen, während es unter den Jungen nur 10,2 % sind. Das geringere Interesse bei den Mädchen an deutschen Freund*innen lässt sich mit der stärkeren Orientierung am häuslich-privaten Bereich erklären. Grundsätzlich zeigen sie sich in ihrem Freizeitverhalten deutlich weniger nach außen orientiert als die Jungen. Die Mädchen bevorzugen Freizeitaktivitäten im privaten Raum, die als klassisch weibliche Interessen gelten: Sich schminken und Schickmachen, Kleidung ausprobieren und stundenlanges Telefonieren seien ihre Hauptbeschäftigungen.

„Die Mädchen lieben es, zu Hause zu sein. Ja. Da schminken sie sich und reifen auch so ein Stückweit nach, probieren alle möglichen Klamotten mit Kopftuch, ohne Kopftuch, alles. Und sobald es rausgeht, ist sozusagen, ich muss wieder all das anziehen und ich muss mich auch wieder so geben, dass ich ein reines und gutes Mädchen bin. ... Und sind gerne in ihrem Umfeld. Da ist alles schick, da sind sie zu Hause, da kochen sie, pfriemeln vor sich rum. ... Fernsehen ist überhaupt nicht interessant. Also gucken sich, ich glaube, wie viele, auch einheimische Mädchen viel so über WhatsApp, sind ständig irgendwie im Netz unterwegs und gucken sich Sachen an, hören Musik. Und wenn sie rausgehen, geht es tatsächlich zum Shoppen, zum Schminke kaufen, Klamotten kaufen.“ (D5:109)

Die weiblichen unbegleiteten Minderjährigen haben demnach kaum Kontakt zur Außenwelt: „Die Mädchen haben keinen Kontakt zur einheimischen Bevölkerung. Null. Sie haben keine Mitschülerinnen in Deutsch. Das wünschen sie sich unglaublich. Sie sagen, wenn wir sie fragen, was wünscht ihr euch. Vor allem am Anfang. ... sie wollen gerne deutsche Mädchen kennenlernen“ (D5:54). Bemühungen, sie mit deutschen Jugendlichen in Kontakt zu bringen und gegenseitiges Kennenlernen zu ermöglichen, fruchteten dabei kaum, wie die Mitarbeiter*innen berichteten:

„Da kommen auch manchmal drei, vier Mädchen her, die sich dann um unsere Mädchen kümmern, die dann auch beim Lernen geholfen haben, die auch gespielt haben. Aber ich habe auch gemerkt, wenn ich da nicht jetzt öfter mal nachhake: ‚Wollt ihr nicht mal wiederkommen?‘ Von alleine kommen sie so wirklich nicht, und jetzt sind sie auch schon lange nicht da gewesen.“ (D14:40)

„Sie haben ja natürlich auch Hemmungen, jetzt zu sagen, ich gehe durch die Stadt und spreche jetzt irgendeinen Jugendlichen an, der deutsch aussehen könnte und sein könnte. Ja sicherlich, wer macht das? Das würde uns genauso schwerfallen.“ (D19:29)

Wenn doch der Schritt nach draußen unternommen wird, steht ihnen zusätzlich die Unkenntnis über das Konzept einer aktiven Gestaltung ihrer Freizeit in Vereinen und Gruppen, wie es in Deutschland üblich ist, im Weg, das sie in dieser Form nur bedingt aus ihren Herkunftsländern kennen. In einer Einrichtung berichtete man uns, dass zwei Mädchen, die zum Mädchenfußball gehen wollten, dort mit der Begründung abgelehnt wur-

den, dass sie weder das Freizeit- und Hobbyverständnis, wie es üblich ist, hätten, noch würden sie den Leistungsanforderungen in den Sportvereinen gerecht: „Der Wettkampfgedanke war halt höher [Sprecher*innenwechsel] als der Integrationsgedanke“ (D19:25).

Bei den kopftuchtragenden muslimischen Mädchen kommen Ausgrenzungserfahrungen hinzu, die sie in der Öffentlichkeit erfahren. Mädchen, die im Zentrum einer Kleinstadt leben, berichten davon, dass sie beispielsweise beim Einkaufen von Deutschen beschimpft werden und aufgrund dieser Erfahrungen möglichst selten das Haus verlassen würden. Zudem sei einigen kopftuchtragenden Mädchen aufgrund ihrer religiösen Kleiderwahl ein Praktikumsplatz in der Altenpflege verweigert worden. Bei Jungen tritt die Religiosität im öffentlichen Raum hingegen kaum in Erscheinung.

Unsere Ergebnisse weisen an dieser Stelle auch auf den Missstand in der Flucht- und Migrationsforschung hin, die „lange Zeit den männlichen Migranten als den Prototyp konstruiert, während Frauen wenn überhaupt als nachziehende Familienmitglieder beschrieben wurden“ (Erel, 2004, S. 179).

7.2 LEBENSWELT(EN) DER JUGENDLICHEN

7.2.1 Die Unerwünschten

Für eine gelingende Integration der geflüchteten Jugendlichen in den Sozialraum bedarf es nicht nur der Sicherstellung eines Grundmaßes an Mobilität, sondern insbesondere Kontakte zu deutschen Jugendlichen als einen entscheidenden Faktor. Laut Einschätzung der Betreuer*innen wären diese

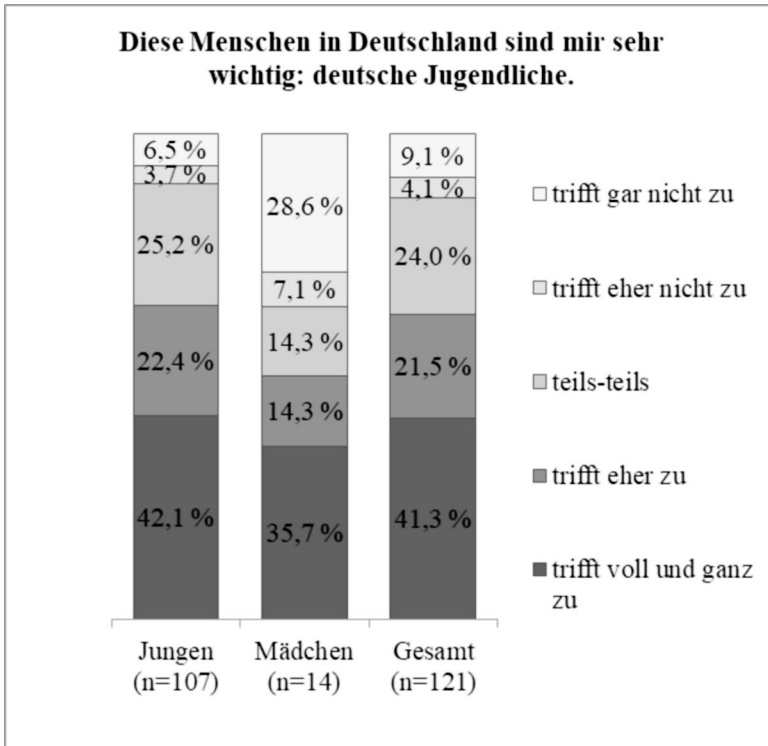
„die Jugendlichen, wo wir uns auch sagen, die täten ihnen gut. Wobei, ich glaube, das ist auch eine Erwartung, die wir zu hoch setzen, und was die einheimische Bevölkerung. Denn nicht nur wegen der Sprache, das wäre das Wenigste. Da sind wirklich ganz wenige Gemeinsamkeiten. Also vielleicht die Neugier aufeinander.“ (D5:60)

Die Herausforderung besteht darin, die Neugierde der Jugendlichen aufeinander zu fördern und Gemeinsamkeiten zu schaffen. In diesem Zusammenhang nehmen insbesondere die in Vereinen organisierten Freizeitaktivi-

täten eine Schlüsselrolle ein, denn diese besitzen grundsätzlich das Potential, die Jugendlichen mit gleichaltrigen Deutschen in Kontakt treten zu lassen. Sie schaffen einen Rahmen für (interkulturellen) Austausch und Begegnung mit Gleichaltrigen und erlangen daher eine zentrale Stellung innerhalb der alltäglichen Lebensführung der Jugendlichen. Über Freizeitaktivitäten vermittelte Selbstwirksamkeitserfahrungen füllen das alltägliche Leben darüber hinaus mit Bedeutung und Kohärenz. Somit fungieren Freizeitaktivitäten insgesamt als Ort für Aushandlungsprozesse von Selbst- und Fremddefinitionen und wären in sozialpsychologischer Hinsicht damit ein Ankerpunkt für die Herausbildung von sozialer Identität (Tajfel, 1978; Tajfel & Turner, 1986).

Wie Abbildung 7.5 zeigt, ist der Wunsch nach deutschen Freund*innen bei den unbegleiteten Minderjährigen durchweg hoch: 62,8 % stimmte der Aussage zu, dass ihnen deutsche Freunde sehr wichtig seien. Nur 13,2 % hielten deutsche Freunde für unwichtig.

Abbildung 7.5: Wichtige Menschen: deutsche Jugendliche



Quelle: Eigene Daten

Allerdings führt selbst der regelmäßige Kontakt zu gleichaltrigen Deutschen beim – zumindest für die männlichen Minderjährigen – obligatorischen Fußballtraining häufig nicht zu dem von den Jugendlichen gewünschten Ergebnis, deutsche Freunde zu finden. Aus der teilnehmenden Beobachtung im Feld ist dokumentiert, dass sich die Beziehungen oder Interaktionen zu Gleichaltrigen unsymmetrisch etablieren. Sie bleiben stark reduziert, die Konversationen im Fußballverein versiegen unmittelbar nach der Begrüßung. Ein gemeinsamer Austausch besteht nur während des Spielens, aufgrund der äußerlichen Rahmung der Situation, und zerfällt mit dem Schlusspfiff wieder, wenn deutsche und geflüchtete Jugendliche sich in ihre jeweilige Peergroup zurückziehen. Im Sportunterricht funktioniert es

analog: Vorher sind die Gruppen getrennt, beim Spiel vorübergehend vereint, nachher wieder getrennt. Der Kontakt scheint sich demnach auf das Spiel zu beschränken; hier erfahren die Jugendlichen Anerkennung – allerdings nur, solange sie gute sportliche Leistungen zeigen. Ein Jugendlicher aus Afghanistan berichtete, dass er auf dem Fußballplatz nur Lob bekomme, wenn er einen guten Spieltag habe. Wenn nicht, dann werde er als „der Ausländer“ ausgegrenzt, mit dem niemand spielen will. Eine Einladung, an anderen Freizeitaktivitäten der Mannschaft teilzunehmen, habe er noch nie bekommen.

Anderen Jugendlichen, die regelmäßig den örtlichen Jugendclub besuchen, gelingt es ebenfalls nicht, Freundschaften mit deutschen Jugendclub-Nutzer*innen aufzubauen. Stattdessen bleiben die geflüchteten und die deutschen Jugendlichen bei den Freizeitaktivitäten im Jugendclub jeweils unter sich. Das gilt auch für Jugendliche, die mit deutschen Jugendlichen in einer Klasse zusammen unterrichtet werden, wie das folgende Zitat verdeutlicht:

I: „Okay. Wie ist das bei euch mit deutschen Jugendlichen?“

B2: „Bei mir, ich bin seit fünf oder sechs Monate in normale Klasse. ... Aber ich habe aus meiner Klasse ich habe keinen Freund.“

B3: „Ich sitze immer in der Klasse alleine. Ja. ... Oder manche sehen für mich manchmal gar nicht. Aber wenn sie Hilfe brauchen von mir, ja, sie sagen: Kannst du mir helfen bei Mathe oder Englisch sowas? Ich helfe aber bei/ manchmal in Deutsch oder andere Fächer sie helfen mir nicht.“

B5: „Es ist schwierig, Deutschen meine Klasse/ ich bin alleine (unv.), ich kann/ so und aber Deutsch nicht gut, ehrlich, nur: ‚Hallo.‘, ‚Hallo. Wie geht?‘ Oder: ‚Guten Morgen.‘ So. Und immer (unv.) in meiner Klasse, Stunde, das tut weh.“

B2: „Wann wir machen Kontakt mit die Deutsche, schwierig. Sehr schwierig.“
(D17:31)

Wie die Beispiele veranschaulichen, ist der Kontakt der unbegleiteten Minderjährigen zu deutschen Jugendlichen oft lediglich oberflächlich vorhanden. In einem von gegenseitiger Zurückhaltung und Ängstlichkeit geprägten Umgang entstehen keine echten Beziehungen, obwohl das vonseiten der jugendlichen Geflüchteten explizit gewünscht wird. Vonseiten der deutschen Jugendlichen erleben die Geflüchteten die Ablehnung vor allem als Ausweichen, Vermeiden und Verweigern von Kontakt (vgl. Allport, 1971,

S. 28 ff.). Es kommt zudem aber auch zu erlebter offener rassistischer Ablehnung und Ausgrenzung, die auf einer latenten Xenophobie beruht, welche den vielfachen Zuzug junger Geflüchtete im Zuge des „langen Sommers der Migration“ (Hess et al., 2016) als Bedrohung auffasst und auf Wiederherstellung des Ausgangszustands abzielt (Heckmann, 1992, S. 152) Diese Fremdenfeindlichkeit wird von einem Teil der geflüchteten Jugendlichen internalisiert und damit begründet, dass sie von deutschen Steuergeldern leben würden. Im Umkehrschluss impliziert dies, dass die Anfeindungen dann aufhören würden, wenn sie ihre Schuld in Form von Lohnsteuerzahlungen an den deutschen Staat abgleichen würden. Andere wiederum verinnerlichen den erfahrenen Rassismus wie folgt:

I: „Sag noch mal, warum glaubst du, dass die Leute nicht mit dir sprechen?“

B: „Wir sind neu. Wir haben Schande, weißt du, Schande.“

I: „Kannst du das erklären?“

B: „Schande, Schande.“

I: „Erklär mir mal.“

B: „Ja. Wir haben Schande ... Ich habe Schande. Warum, ich weiß nicht.“ (D9:1)

„Und manche Deutsche haben, ich glaube, Probleme mit Ausländern. ... Oder in die Schule manche/ ich habe noch gar keine Freunde. Und manche verspotten mich. Manche Schüler.“ (D17:15)

I: „Habt ihr denn deutsche Freunde?“

B: „Nein. Ich verstehe nicht.“

I: „Du verstehst die Deutschen nicht?“

B: „Na, ich verstehe ja. Ich möchte nicht, weil alle sagen: ‚Ausländer Scheiße.‘ Warum Scheiße?“ (D13:3)

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie die Teilhabe der unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten an der deutschen Gesellschaft gelingen kann. In der Verantwortung ist ebenfalls die aufnehmende Gesellschaft, Partizipationsmöglichkeiten zu schaffen, damit die Jugendlichen eine Chance haben, in Deutschland auch sozial anzukommen. Die Gefahr besteht ansonsten, dass die Jugendlichen in eine Parallelgesellschaft abgedrängt werden, weil sie in Deutschland für sich keine Chance sehen (Heitmeyer et al., 1997; Bukow et al., 2007). Ein aus der Einrichtung bereits

ausgezogener Jugendlicher, der Teil des Peer-Research-Teams ist, hat mittlerweile zwar einen sehr großen Freundeskreis aus seiner Flucht-Community aufgebaut. Er hat bei der Suche nach deutschen Freunden allerdings bereits ein Stückweit resigniert. Auch wenn der migrantische Freundeskreis ihm vollkommen ausreicht, bleibt er vom sozialen Leben in Deutschland ausgeschlossen. Politisch wünschenswert ist dies nicht.

7.2.2 Die Ersatzfamilie

Die Ablehnungen und Distanzierungen durch gleichaltrige deutsche Jugendliche stellen die soziale Identität der Minderjährigen infrage. Daher wird diese umso mehr qua Identifikation mit den anderen Minderjährigen aus der Einrichtung etabliert. In der sozialen Ächtung durch deutsche Peers zeigt sich eine strukturelle Herausforderung des Ankommens nach erfolgter Flucht: Geflüchtete finden sich vielerorts zurückgeworfen auf die Fluchtcommunity (Zalewski, 2017, S. 37 ff.; Zalewski, 2018). Damit deutet sich hier eine besondere Qualität sozialer Exklusion an, welche sich ausweist als „Konzentration der sozialen Beziehungen auf Menschen in gleicher, benachteiligter Lage“ (Kronauer, 2010, S. 168). Die Einrichtung erfüllt in diesem Falle die Funktion einer Art „Ersatzfamilie“, welche alle wichtigen Kontakte der Minderjährigen an einem Ort vereint. Sie stellt damit das so wichtige auffangende soziale Netz dar, welches die Jugendlichen vor der sozialen Isolation bewahrt (vgl. Calies, 2008, S. 265 ff.).

Gemeinschaft entsteht in den Einrichtungen durch gemeinsame Aktivitäten wie das Kochen, welches über die reine Essenszubereitung hinausgeht und als tägliches sozialen Event zur bedeutsamen Routine innerhalb der Lebensführung der Minderjährigen wird. Vertrauensvolle Bindungen insbesondere zu den Bezugsbetreuer*innen, die sich in der Ersatzfamilie nicht selten mit väter- und mütterlichen Rollenanforderungen konfrontiert sehen, können dabei nicht hoch genug eingeschätzt werden (Gahleitner, 2018). Gesehen, anerkannt und geliebt werden ist von zentraler Bedeutung in der Phase der Adoleszenz (Erikson, 1988, S. 94 ff.). Hinzu kommen die der Migrationserfahrung inhärenten Beziehungsabbrüche, die im Falle der unbegleitet – d.h. vor allem ohne Familie – geflohenen Jugendlichen besonders hervorstechen. War zunächst „some kind of insecurity and inadequacy in his original social setting“ (Eisenstadt, 1954, S. 2 ff.) der Anlass, welcher zur Flucht in bessere Verhältnisse antrieb, so findet sich die/der Migrant*in

in der Phase des Ankommens aufgrund ihrer/seiner Entwurzelung wiederum mit existenzieller Unsicherheit konfrontiert, die auf ihre/seine Desozialisation im Aufnahmeland zurückzuführen ist (Bar-Yosef, 1968). Es kann daher von einer Kontinuität und zunächst Verdoppelung der Unsicherheiten gesprochen werden, von einer „double social and psychological insecurity“ (Eisenstadt, 1952, S. 226; vgl. auch Han, 2010, S. 205 ff.). Bricht man dies runter auf die Situation der unbegleiteten Minderjährigen als Adoleszente, so sehen sich diese demnach gleich mit einem ganzen Bündel an Herausforderungen konfrontiert. King und Koller (2006, S. 12) beschreiben dies wie folgt:

„Adoleszente mit Migrationshintergrund [...] haben es in diesem Sinne – strukturell – mit einer ‚verdoppelten Transformationsanforderung‘ [...] zu tun: In beiden Hinsichten – derjenigen der Adoleszenz und der Migration – geht es um Trennung und Umgestaltung, in diesem Sinne auch um eine verdoppelte Herausforderung, um eine mit der Migration selbst verbundene Transformation sowie um den Übergang von der Kindheit zum Erwachsensein.“

7.2.3 Der Leerlauf

„Das Bild ist mein Bett von Schlafen im Bett. Nachts dann schlafen. Auch zum ich komme zurück von Schule, ich habe da Essen, dann komm her auf meine Bett schlafen eine halbe Stunde, halbe Stunde schlafen ein bisschen. Und aufstehen, ein bisschen lesen und auch rausgehen, spazieren. Dann ich komme, ich bin müde, dann ist auch schlafen.“ (D1:17)

Mit diesen Worten und einem Bild von seinem Bett beantwortete uns ein Jugendlicher die Frage, was ihm in seiner Einrichtung am Wichtigsten sei. Das Bett kann dabei insbesondere als Metapher für das Nichtstun und den großen Leerlauf stehen, dem die Jugendlichen nach der Schule bei ihrer Wiederkehr in die Einrichtungen tagtäglich begegnen müssen. Was passiert allerdings, wenn Routinen als zentrale Stützpfeiler der alltäglichen Lebensführung weitestgehend fehlen oder aber nicht mit Bedeutung angereichert werden können? Dreier (2016, S. 20) zufolge sind sinnhaltige Routinen zentral: “They mark certain familiar doings as belonging to the way I conduct my life and as something I am attached to and which may be involved in defining who I am.” An anderer Stelle wurde diese strukturelle Heraus-

forderung nach erfolgter Flucht bereits in ganz ähnlicher Weise herausgekehrt: „Inhaltsleere Alltagsroutinen verweisen lediglich darauf, noch irgendwie da zu sein. Mit der Vorstellung dessen, was es bedeutet zu leben, haben sie eher weniger zu tun“ (Zalewski, 2017, S. 76). Das heißt, dass mit den Anpassungsproblemen an den deutschen Alltag gleichzeitig die Frage nach der eigenen Identität, vor allem nach einem tragenden Sinn für das eigene Leben mit aufbricht. Angesichts der Alltagstristesse droht die eigene Existenz ihr sinnstiftendes Fundament zu verlieren (Thomas, 2010, S. 220 ff.). Hier vermag auch die auf der Flucht erworbene Selbständigkeit keinen einfachen Ausweg aus der Situation zu weisen – im Gegenteil. Wie eine Betreuerin ausführt: „Die mussten sich durchschlagen. ... Dadurch können die einfach viele Dinge vielleicht auch selbständiger. Für die ist es manchmal schwer, wenn sie dann hierherkommen, sich erst einmal wieder an den Tagesablauf zu gewöhnen.“ (D18:9)

7.2.4 Trauma und Resilienz

Der Leerlauf in der Alltagsstruktur der Jugendlichen stellt auch insofern ein gravierendes Problem dar, da durch die Abwesenheit von sinnstiftender Tätigkeit und Routine psychische Belastungen bei den Jugendlichen mehr Möglichkeiten haben aufzubrechen. Die Prävalenz an psychischen Problemen ist bei jungen Geflüchteten erhöht (Gavranidou et al., 2008; Fazel, Wheeler & Danesh, 2005), wobei insbesondere der Befund als gesichert gelten kann, dass die unbegleiteten im Vergleich zu den begleiteten Geflüchteten eine besonders vulnerable Gruppe darstellen, da bei ihnen der protektive Faktor eines auffangenden sozialen Netz – die Familie – wegfällt (Huemer, Karnik & Steiner, 2009; Derluyn & Broekert, 2007; Batista Pinto Wiese & Burhorst, 2007; Bean et al., 2007; Michelson & Sclare, 2009). Die Belastungen sind dabei zurückzuführen auf die Erfahrungen, die die Jugendlichen vor und während ihrer Flucht gemacht haben: Sie mussten häufig den Tod ihnen nahestehender Menschen und die kriegsartige Zerstörung ihrer Heimat, Städte und Häuser miterleben, was ihre Integrität und Selbstbestimmung massiv verletzte (Fischer & Riedesser, 2009; Gäbel et al., 2006). Witt et al. (2015) haben in einem systematischen Review zu psychischen Belastungen bei unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten 43 Studien seit 2004 einbezogen und konnten zeigen, dass über alle Studien hinweg bis zu 97 % der Jugendlichen solche oder ähnliche traumatische Er-

fahrungen gemacht hatten. Dass Geltman et al. (2005) zu Folge die Prävalenz posttraumatischer Belastungsstörungen (PTBS) bei unbegleiteten Minderjährigen 20 % beträgt, liegt daran, dass traumatische Erfahrungen nicht zwangsläufig auch zu Verhaltensauffälligkeiten im vollen Umfang einer im klinischen Sinne relevanten PTBS führen. Neuere Studien, die klinische Interviews einsetzten, korrigieren diese Zahlen teils nach oben und beziffern sie aktuell zwischen 19,5 % (Huemer et al., 2011) und 30,4 % (Jakobsen, Demott & Heir, 2014).

Die Studien weisen allerdings auch darauf hin, dass es einen Anteil an Jugendlichen gibt, die es schaffen, einen Umgang mit ihren Erfahrungen zu finden. Um es mit den Worten von Witt et al. auszudrücken: „Trotz widriger Bedingungen findet sich ein substanzieller Anteil resilienter UMF, der angesichts potentiell traumatischer Erfahrungen keine psychischen Auffälligkeiten zeigt“ (2015, S. 221). Resilienz bedeutet die Fähigkeit, Krisen und belastende Lebenssituationen erfolgreich bewältigen zu können (Mahler, 2012, S. 60), ohne dabei ein Trauma im Sinne einer akuten Krankheitsdiagnose auszulösen. Wobei zu bedenken ist, dass eine PTBS oft erst deutlich zeitverzögert nach der eigentlichen Erfahrung ausbricht (Hargasser, 2015; Smid et al., 2011). Insgesamt sind daher die psychischen Probleme innerhalb der Gruppe der unbegleiteten Minderjährigen als sehr hoch einzuschätzen. Uns wurde so gut wie immer von Schlafstörungen und psychosomatischen Beschwerden berichtet, mit denen die Jugendlichen zu kämpfen haben. Das Trauma an sich ist innerhalb der alltäglichen Lebensführung der Jugendlichen hingegen nicht das dominierende Thema. Von den Einrichtungen, die den Großteil der Belastungen und Krisen der Jugendlichen auffangen müssen, wird betont, dass es viele Jugendliche gäbe, die es zunächst „vielleicht mittragen“, und später „irgendwann integrieren können. Und sagen, okay, es war eine verrückte Zeit, aber ich bin nicht verrückt. Die damit auch einen Umgang für sich entwickeln können, auch ohne Therapie“ (D7:70). Schließlich würden die Jugendlichen etwas von der Zukunft und nichts mehr von der Vergangenheit wollen. Ein verengter Blick in den Einrichtungen auf Traumatisierung wäre demnach zum Teil sogar kontraproduktiv.

„Wenn man jetzt so rangeht, dass die alle diese Erfahrungen gemacht haben MÜSSEN, dann liege ich bei vielen schon mal falsch. Weil es nicht immer zutrifft. Was wir auch vergessen, ich meine, bei uns sagen wir immer: ‚Warum sind manche

Jugendliche resilient?‘ Das gibt es auch bei Flüchtlingen natürlich. ... Mal davon abgesehen, dass ich denke, dass sie ein anderes Spektrum kennen an traumatischen Erfahrungen, die noch für sie vielleicht im Normalbereich liegen, für uns schon lange nicht mehr. Und ich glaube, da wird zu viel reingeredet oder reininterpretiert, was da jetzt an Trauma vorliegen muss.“ (D16:23)

„Aber ich denke, dass die Bedürfnisse erstmal, dass wir da erstmal gucken, dass eben auch das Gros erstmal abgefangen kriegen. Traumatisiert sein, ist das eine. Aber halt eben die Ausprägung im Sinne von, ich sage es mal ganz platt, gesellschaftstauglich, ist noch mal was anderes.“ (D7:74)

Forderungen nach Aufnahme einer Therapie erfolgen den Betreuer*innen demzufolge bisweilen vorschnell. Diese schlagen vor, von Fall zu Fall zu entscheiden, was das Richtige für die Jugendlichen sei und diese in die Entscheidung mit einzubeziehen. Würden sie die Jugendlichen selbst fragen, so gäbe es oft gar kein selbstartikulierte Bedürfnis nach einer Therapie, sondern die basalen menschlichen Grundbedürfnisse würden zum Vorschein kommen. Ein Einrichtungsleiter schildert dies wie folgt:

„Ganz tolle Ideen, was die Jugendlichen ... brauchen. Bloß, das sind halt nicht ihre eigenen. Weil sie selten gefragt werden. Das sind eigentlich erstmal Grundbedürfnisse, die jeder Mensch hat und die sich auch kulturell unterscheiden. Und ich denke mir, wenn ich da die Jugendlichen frage oder auch die Erwachsenen, jetzt hier in den Übergangwohnheimen: ‚He, was brauchst du eigentlich?‘ Dann sagen die: ‚Ich brauche einen Job und eine Wohnung. Ich will mein Leben. Ich will wieder ein Individuum sein, das auf eigenen Beinen stehen kann, durch eigene Arbeit, eine gesellschaftliche Anerkennung irgendwie kriegt. Und ich will irgendwie auch gefühlt was wert sein. Ich will produktiv werden.‘ Da sagt wahrscheinlich nur jeder Hundeste: ‚Ich will eine Therapie.‘“ (D7:37)

Wichtig bleibt allerdings, dass die Einrichtungen bei gravierenden psychischen Problemlagen Verantwortung an Psychiatrie oder Psychotherapie delegieren, anstatt sich diesbezüglich als nichtzuständig zu erklären. Hier zeigt sich aber, dass das eigentliche Problem im Fehlen von Angeboten liegt, die den Jugendlichen auch kulturell gerecht werden können.

„Ich habe bei nicht einem das Gefühl gehabt: Da brennt es jetzt so, dass er darüber mit einem Therapeuten reden muss. Und wenn es dann mal besprochen wurde, dann haben die in der Regel gesagt: ‚Ich würde schon vielleicht mal zu einem gehen, aber einen, der meine Sprache spricht. Und auch nicht einen, der mit Dolmetschern da sitzt.‘ ... Also, wenn man sich fragt: Was brauchen wir jetzt? Dann brauchen wir eigentlich beschleunigte Studiengänge für Leute mit Migrationshintergrund in Richtung Psychologie und soziale Arbeit. Das müsste forciert werden. ... Sie werden sich immer ihm wie als Deutschem gegenüber verhalten, und so eine wirkliche Offenheit, die kommt nicht in so eine Beziehung rein. Bei Therapeuten ist es eigentlich existenziell. ... Es gibt die Angebote nicht.“ (D16:21)

Schon allein aufgrund dieser mangelnden Angebotslage sollte in den Einrichtungen selbst Kompetenzvermittlung stattfinden (Sukale et al., 2016). Diese sollte das Ziel haben, kreative Möglichkeiten und Wege aufzuzeigen, wie in der direkten Interaktion die psychischen Belastungen der Jugendlichen aufgefangen und der akute Druck der sie wieder einholenden Vergangenheit genommen werden kann. Eine Möglichkeit besteht darin, Alternativen zu dem von den Jugendlichen beschriebenen Kreisen um die Erinnerungen aufzuzeigen. Was bereits Abhilfe schafft, ist, den Hintergrund der Krise zu erläutern und diese dadurch zu „normalisieren“: Indem den jungen Menschen ein Weg gewiesen wird, wie sie ihre innerliche Unruhe ebenso wie den depressiven Rückzug einordnen können, kann viel von der Verängstigung und Verunsicherung genommen werden, mit Symptomen konfrontiert zu sein, die sie zunächst nicht verstehen. Ein wesentlicher Gelingensfaktor ist dabei eine stabile Beziehung zwischen Jugendlichen und Betreuer*in, sodass im Rahmen der zwischenmenschlichen Sinnstiftung das Schreckliche aufgehoben werden kann. Die Jugendlichen brauchen also nicht per se eine Therapie, sondern sie in ihrer Persönlichkeit anzuerkennen ist bereits ein zentraler Schutzfaktor gegen das Abdriften in Krisen. Für die Jugendlichen ist es vor allem wichtig, dass es einen anderen Menschen in ihrem Alltag gibt, dem sie vertrauen und der die Situation mit ihnen aushält und mit ihnen gemeinsam an den zentralen Fragen innerhalb ihrer Lebensführung – im Hier und Jetzt – arbeitet. Die Einrichtungen beschreiben diese zentralen Herausforderungen abschließend wie folgt:

„Die Frage ist nur, was ist unsere Aufgabe dabei? Also wir sind ja keine Therapeuten. Wir können die auch nicht therapieren. Wir können auch mit ihnen die Flucht-

geschichte nicht aufarbeiten, beziehungsweise das, was davor passiert ist. Bei uns geht es ja eher darum, die Jugendlichen auch im Alltag ... zu unterstützen.“ (D18:64)

„Ich mache mit den Jungs hier keine traumatherapeutische - also keine Traumatherapie. Da kann ich nicht. Und das mache ich auch nicht, und es geht eher um das Stabilisieren, um Positives schaffen.“ (D10:60)

„Wir gucken, dass wir die im Hier und Jetzt stabilisiert kriegen. Und eben halt auch Geschichten für die Zukunft irgendwie mit den Jungs erarbeiten. ... in die Vergangenheit, was sie erlebt haben und was das mit ihnen macht ... ist a) nicht meine Aufgabe. Und b) glaube ich, bei vielen Jugendlichen, die hier sind, wäre das auch wirklich kontraproduktiv.“ (D7:70)

7.2.5 Die ganz normalen Jugendlichen

Wie aufgezeigt wurde, sind die Jugendlichen individuell stark durch die Erfahrungen der Flucht und in ihren Herkunftsländern belastet. Einige der Jugendlichen benötigen daher dringend eine Therapie. Zugleich ist es in der Arbeit mit vielen der Jugendlichen aber auch angeraten, sich auf das Stabilisieren im Hier und Jetzt; auf das Arbeiten zu ihrer Situation und zu ihren Perspektiven; auf das Arbeiten mit den unbegleiteten Minderjährigen als normale Jugendliche zu fokussieren (Gravelmann, 2016). In der Adoleszenz spielt dabei die eigene Zukunft eine zentrale Rolle. Die Zukunft der unbegleiteten Minderjährigen ist jedoch durch das Asylverfahren, aber auch angesichts der Schwierigkeit bedroht, in Deutschland eine gesellschaftliche Position zu erlangen, in der die Entwicklung und Entfaltung von Bedürfnissen und Interessen greifbar werden. Gerade im Hinblick auf die Ausbildungs- und Berufssituation sind die Aussichten eher frustrierend, als dass sich Träume realisieren ließen. Das Gefühl des Ausgeliefertseins an die Willkür vor allem der Behörden kann zu Ohnmacht und Hilflosigkeit führen. Die Zukunftsorientierung und die Handlungsfähigkeit der jungen Menschen stehen damit in Frage. Diese Erfahrungen können biografisch immer wieder punktuell kompensiert werden, aber ab einem bestimmten Punkt führen sie zur Resignation und Aufgabe (Seligman, 1979). Es macht schlicht keinen Sinn, immer wieder gegen Mauern zu rennen, die sich nicht überwinden lassen, wie aus den Einrichtungen berichtet wird:

„Die Motivation derer im Moment, die unbegleitet sind, die ist im Moment noch sehr hoch. Und ich kann da auch nur unterstützen, wenn mehr Störfaktoren kommen und mehr Ablehnung kommt und, und, und, ich sage immer nur: ‚Was würde es denn mit Ihnen selbst machen, wenn Sie immer nur hören: du bist hier nicht gewollt?‘. Irgendwann gibt man sich auf. Und das macht so ein Jugendlicher nicht anders als andere auch. ... Die Motivation lässt nach, wenn die Jugendlichen einfach merken, okay, Deutschland sagt, ich muss gehen. Also für sie ist das in dem Moment, wo sie zum Beispiel den Ablehnungsbescheid kriegen, ist es so: ‚Wir sind hier nicht willkommen. Deutschland will uns hier nicht haben‘, und da differenzieren die auch nicht. ... Und das demotiviert die total. Also dann geht man auch nicht mehr zur Schule teilweise oder da hat man dann einen unentschuldigten Fehltag oder droht dann an, zu rauchen und zu trinken. Obwohl das vorher nie ein Thema war. ... Dann wird es ein Thema ... aber typisch jugendrelevant. Also ein Jugendlicher ... wenn er spürt, jetzt ist alles ausweglos ..., also jeder kann sich an seine Jugend erinnern. ... Also und das ist auch nichts Besonderes im Vergleich zu anderen Jugendlichen.“ (D18:3)

Bei den Besuchen in den Einrichtungen, auf den Workshops und in der Peer-Research-Group spielten der Konsum von Alkohol und Drogen so gut wie keine Rolle. Weder von den Professionellen noch von den Jugendlichen selbst wurde uns von problematischen Konsummustern berichtet. Gerade angesichts des Problemdrucks, der Belastungen aus der Flucht, der räumlichen Situation in der stationären Unterbringung sowie der ungeklärten Zukunftsperspektive mag dieser Befund überraschen. Laut den Betreuer*innen stellt Alkoholkonsum nur bei 6,0 % der Jugendlichen eine Problemlage dar, Drogenkonsum bei 5,5 % der erfassten Fälle. Auf Nachfrage wurde betont, dass Alkohol auch aufgrund des kulturellen Hintergrundes eher wenig Relevanz für die Jugendlichen besitzt. Gemeinschaft werde von den Jugendlichen unter sich eher bei Tee und Shisha genossen. Wenn Alkohol und Drogen zum Thema werden, dann, wenn ein Stadium chronischer Ohnmacht und Hilflosigkeit aufgrund der eigenen Lebenssituation erreicht ist. Gerade bei den anfangs sehr motivierten Jugendlichen stellen sie eine mögliche Bewältigungsform unter vielen anderen dar.

Analog lassen sich auch einige Rückschlüsse zum Thema Radikalisierung ziehen: Ohne an dieser Stelle eine belastbare Aussage treffen zu können, kann festgehalten werden, dass dies zu keinem Zeitpunkt als Thema vonseiten der Expert*innen vorgebracht wurde. Die gelebte Religiosität

zeigt keine Anzeichen von Radikalisierung, vielmehr scheint der Glaube ein protektiver Faktor zu sein, der einen Halt gegenüber den Belastungen im Alltag bietet. Eine Radikalisierung kann für Jugendliche zur Option werden, wenn sich die eigene Lebenssituation zuspitzt und sich nicht mehr kontrollieren lässt. Sich zu radikalisieren wäre in diesem Sinne auch eine Antwort auf die Erfahrung von Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein an Lebensumstände, die nicht produktiv zu bewältigen sind – ein vermeintlicher Ausweg, wenn auch der denkbar gefährlichste. Um hier Präventionsarbeit zu leisten, wäre daher eine Bearbeitung der Rahmenbedingungen nötig, die strukturell die Handlungsfähigkeit der Jugendlichen bedrohen. Zudem geht Radikalisierung in der Regel mit entsprechenden Angeboten des Anwerbens einher, die angesichts der wenigen muslimischen Gemeinden in Brandenburg lediglich in den Großstädten zu erwarten sind. Von einem solchen Anwerbeversuch haben wir nur in einer Stadt erfahren.

Festzuhalten bleibt, dass die unbegleiteten Minderjährigen motiviert und prinzipiell handlungsfähig sind. Wenn trotz großer Eigenanstrengung und Zukunftsambitionen in Deutschland jedoch der Antrag auf Asyl abgelehnt wird, ist die zentrale Entwicklungsaufgabe, die auf die Etablierung einer eigenständigen Lebensführung zielt, zum Scheitern verurteilt. Eine Bandbreite an jugendrelevanten – d. h. auch devianten Handlungsoptionen – kann dann greifen. Insgesamt artikuliert sich der Großteil der biographischen Belastungen der Jugendlichen damit nicht vorwiegend über ein Wiederaufleben der vergangenen Erfahrungen, sondern im Kontext lebensweltlicher Erfahrungen in der Gestaltung eines gelingenden Alltags.

Die Lebenswelten der unbegleiteten Minderjährigem unterscheiden sich damit von denen der deutschen Jugendlichen in der Jugendhilfe, und sie unterscheiden sich wiederum nicht: „Ja, es ist schon eine Herausforderung, eine andere zeitweise auch als mit Deutschen, aber es ist nicht etwas ganz Neues, sondern wir sind in der Kinder- und Jugendhilfe unterwegs und das sind Jugendliche“ (D18:23). Der Leiter einer Einrichtung weist mit diesen Worten darauf hin, dass die jungen Geflüchteten zunächst einmal schlicht Jugendliche sind, die sich ein normales Leben wünschen (Lechner, Huber & Holthusen, 2017) und die „normale“ Probleme, Bedürfnisse, Herausforderungen bewegen, welche sich mit der Phase der Adoleszenz einstellen. Dazu zählen unter anderem der Aufbau einer Geschlechterrollen-Identität und sexueller Orientierung, Annahme des eigenen Körpers, Abnabelungsprozesse vom Elternhaus, Entwicklung zur Ausbildung- und Berufsauf-

nahme mit dem Ziel der wirtschaftlich eigenständigen Existenz, allgemeine Zukunftsorientierung, Übernahme von sozialer Verantwortung (Weeber & Gögercin, 2014, S. 41 ff.). Ohne Zweifel ist es wichtig, zusätzlich auf die spezifischen Bedarfe der unbegleiteten Minderjährigen hinzuweisen. Mit Blick auf deren besondere Vulnerabilität sollte allerdings nicht aus dem Blick geraten, was die Jugendlichen für Kompetenzen mitbringen, mit denen sie die Jugendhilfe-Landschaft bereichern. Schnell droht dabei vergessen zu werden, dass die unbegleiteten Minderjährigen in mancherlei Hinsicht den deutschen Jugendlichen Entscheidendes voraushaben, wie uns von einer Betreuerin auf die Frage nach den Unterschieden zwischen Deutschen und den unbegleiteten Minderjährigen in der täglichen Arbeit berichtet wurde:

„Ich denke einfach, die Jugendlichen, die hier als Minderjährige unbegleitet herkommen, ... die sind ja sehr selbständig. Die haben ihr Land verlassen. Oft auch eben selbständig alleine, ohne dass irgendwelche Eltern mit dabei waren. Die mussten sich durchschlagen. ... Dadurch können die einfach viele Dinge vielleicht auch selbständiger.“ (D18:19)

